

Herbert Pichler | Pamela Obermaier

Die Entdeckung der Entschleunigung

Impressum:

Idee & Inhalt: Herbert Pichler
Copyright: Herbert Pichler, 2016

Text: Mag. Pamela Obermaier, www.textsicher.at
Layout: Mag. Pamela Obermaier, www.textsicher.at

Fotos inkl. Cover-Bild: Herbert Pichler
Umschlagsgestaltung: Martin Spiegelhofer
Copyright Autorenfoto Herbert Pichler: Pamela Obermaier
Copyright Autorenfoto Pamela Obermaier: Christian Rudolf

Verlag: Berger Horn, www.verlag-berger.at
Druck: Ferdinand Berger & Söhne GmbH.

1. Auflage 2016
ISBN: 978-3-85028-750-0

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten, auch durch Funk, Film, Fernsehen und sonstige Kommunikationsmittel, fotomechanische oder vertonte Wiedergabe sowie des auszugsweisen Nachdrucks.

Herbert Pichler | Pamela Obermaier

Die Entdeckung der Entschleunigung

Mit dem Traktor
von Salzburg bis zum Nordkap
in einem Sommer ohne Nächte

Inhalt

Vorwort.....	5
Auftakt: War das schon alles?.....	6
Die erste Lektion: Urvertrauen macht unbesiegbar....	11
Die Sehnsucht nach Langsamkeit.....	15
Einschneidendes auf dem Weg zur Entscheidung.....	19
Auf den Traktor gekommen.....	23
Von (fehlendem) Verständnis, Steinen im Weg und Glück im Unglück.....	27
Der große Tag des Aufbruchs.....	34
Die erste Etappe – von einem Ziel zum nächsten.....	37
Plötzlich berühmt.....	46
Die Tücken einer solchen Reise inmitten der Pracht Norwegens.....	49
Als der Motor nicht mehr wollte.....	57
Sich treiben lassen als neue Qualität.....	66
Am Ziel.....	68
Am Zenit – ein Rückweg mit Wehmut.....	72
Ein Kultur-Sommer in Schweden.....	77
Abenteuer und Abschied im schönen Staate Dänemark.....	83
Der Start zur letzten Etappe – durch die ehemalige DDR nach Berlin.....	88
Ein Dorffest, eine wilde Kanu-Fahrt, das schöne Dresden und eine Einladung.....	93
Tschechien als Tor zur Heimat.....	99
Wieder zurück am Ausgangspunkt.....	102
Nachwehen eines unvergleichlichen Abenteurers.....	104

Vorwort

Ich lebe schnell, hatte schon immer ein bewegtes Leben. Durch eine Krise, die so weit ging, dass ich sogar überlegte, meine heiß geliebte Firma zu verkaufen, war ich gezwungen, einen Ausweg zu finden. Mein Lösungsansatz führte mich unverhofft nicht nur aus dem emotionalen Sumpf, aus der Sackgasse, in der ich mich befand, sondern in ein freieres, besseres Leben. Wie es dazu kam und was mir auf meinem Weg widerfahren ist – davon handelt dieses Buch.

Mit meiner Geschichte möchte ich Menschen in ähnlich schwierigen, festgefahrenen Lebenslagen Mut und Hoffnung schenken, ihnen zeigen, dass man manchmal nur seine Komfortzone verlassen muss, um neue Perspektiven zu gewinnen und herauszufinden, was man wirklich will – bis man erkennt, was man tatsächlich verändern sollte.

Auffakt: War das schon alles?

Mit vierzig überkam mich scheinbar plötzlich ein Sammelstadium an Gefühlen und Gedanken, das man „Midlife-Crisis“ nennen könnte. Irgendwie – ich kann es gar nicht weniger abgedroschen beschreiben – fand eine Wandlung meines Wertesystems statt. Gänzlich klischeehaft stand als Hauptfrage das Leben betreffend auf einmal die etwas frustrierte Überlegung „Soll das schon alles gewesen sein?“ im Raum. Es war darum unumgänglich für mich, meine Prioritäten neu zu ordnen, mir zu überlegen, was ich vom Leben wollte, und mich selbst besser kennenzulernen.

Was gab den Startschuss dafür? Ebenfalls klassisch: das Auflösen meiner Lebenspartnerschaft, trefflicher gesagt der Verlust meiner Ehe. Das damit verbundene Ausscheiden aus meiner Familie durch die Trennung von meiner Frau war ein harter Preis für meine neu gewonnene Freiheit. Bei Festen wie Hochzeiten oder Taufen, wo ich dann auf die ehemaligen Schwiegereltern traf, bekam ich immer Schuldgefühle. Dieses schlechte Gewissen impfte mir Gedanken wie „Ich habe die Familie zerstört. Ich habe es nicht geschafft, meine Partnerschaft zu erhalten. Die anderen sind immer noch zusammen, aber ich bin gescheitert“ ein. Mein Traumhaus zurückzulassen, das ich nach meinen Vorstellungen und mit meinen eigenen Händen erbaut hatte – mit Wellness-Bereich und Pool und allem Schnickschnack – hat mir ebenfalls wehgetan. Obwohl Besitz belasten kann und es sich deshalb gleichzeitig absurderweise sogar nach einer Befreiung angefühlt hat.

Aber nein, mir fällt gerade auf: In Wahrheit war es umgekehrt und die Trennung von meiner Frau war bereits

das Ergebnis, sozusagen die Konsequenz aus meiner inneren Veränderung. Ich merke schon, ich sollte von vorn beginnen ...

Ich hatte mich enorm früh selbstständig gemacht, im zarten Alter von dreiundzwanzig Jahren. Ich erinnere mich gut an ein für mich außergewöhnliches Erlebnis, als ein Versicherungsvertreter zu mir kam, der mich vom Abschließen einer Lebensversicherung überzeugen wollte. „Fünfzehn Jahre sind schneller um, als du es dir vorstellen kannst, also musst du das unbedingt machen“, argumentierte er mir die Ohren voll. Ich dachte mir nur „Fünfzehn Jahre? Geh bitte, bis zum Jahr 2000 ist es noch ewig hin! Was brauch ich da jetzt eine Versicherung dafür?“ und tat seinen Versuch als bloße Geschäftemacherei ohne Sinn für mich als Kunden ab, indem ich meine Einstellung dazu wenig sensibel kundtat: „Verschwinde! Das interessiert mich überhaupt nicht! Wo zur Hölle bist du mit deinen Gedanken? Ich bin noch so jung und hab das nicht nötig!“

Die relativ unangenehme Ironie des Schicksals: Als das Jahr 2000 und mein vierzigster Geburtstag gekommen waren, brach meine Welt zusammen. Selbstverständlich fiel mir diese Situation dann wieder ein und ich kam mir richtig blöd vor.

In jungen Jahren hatte ich keinerlei Zweifel gehabt, nun fragte ich mich, was zur Hölle mich geritten hatte, quasi im ersten Lebensviertel alles erledigt zu haben: Firmengründung, Hausbau, Frau fürs Leben finden, Familiengründung. Ich war richtiggehend stolz auf all das gewesen, was ich so früh geschafft und geschaffen hatte, aber jetzt, mit vierzig, trat unerwartet ein zweiter Herbert in mir in Erscheinung und der stellte nie da gewesene Fragen und Ansprüche und war zudem frustriert: Dass ich all das bereits hinter mir hatte und es nichts Großes mehr für

mich zu entdecken hab, fiel mir wie Schuppen von den Augen und es gab das große Erwachen – mit dem ebenso großen Katzenjammer dazu, denn ich war absolut am Boden, quälte mich immerhin die Erkenntnis: Erfolg, Leistung und ein rechtschaffenes Leben als Familienoberhaupt zu führen, ist nicht alles im Leben! Unüberhörbar wurde diese Stimme in mir immer lauter, begleitet von einem stärker werdenden Bedürfnis nach einem Leben abseits vom Funktionieren und Erfüllen irgendwelcher Vorstellungen. Darum zerbrach mit vollem Karacho mein bisheriges Leben und ich zahlte im Nachhinein einen hohen Preis für meine jugendlichen Entscheidungen: Irgendwann verfiel ich in Depressionen und hatte keine Freude mehr an meiner Firma. Mir kam jeglicher Lebenssinn und jede Lebenslust abhanden.

Viele werden das wahrscheinlich als Einbildung oder Hysterie abtun, aber ernsthaft: Ich war zutiefst unglücklich und in meinen Grundfesten erschüttert. Glücklicherweise war nicht alles klischeehaft an dieser Situation, denn ich suchte mir eher untypisch für den Durchschnittsmann lebensberatende Hilfe – damit ich für diesen schwierigen Schritt, mich von meiner damaligen Frau scheiden zu lassen, weil ich die Art Leben, wie ich es bis dato geführt hatte, einfach nicht mehr sinnvoll und befriedigend fand, eine Form der vorbereitenden Unterstützung bekam. Ich machte es mir nicht leicht, suchte viele Wege aus diesem Dilemma heraus und hab mich so ernsthaft und intensiv wie nie zuvor mit mir selbst auseinandergesetzt. Klar, von außen muss das eventuell anders gewirkt haben, als ich es für mich erlebte, aber ich konfrontierte mich mit meiner gesamten Vergangenheit, sinnierte, wie meine Zukunft aussehen könnte, und erfand mich praktisch von Grund auf neu.

Als eine der ersten Konsequenzen begann ich, immer mehr Sport zu betreiben. Im Zuge dessen war es das

Beste, was mir passieren konnte, zu einer Gruppe leidenschaftlicher Radfahrer aus Mondsee zu stoßen, denn von deren Mitgliedern bin ich regelrecht aufgefangen worden. In ihrer Mitte fand ich mich wieder, spürte mich und meine Bedürfnisse, konnte einfach ich sein. Womöglich lag das einerseits daran, dass es sich um eine gesellige, sympathische Truppe handelte, mit der ich Reisen nach Italien, Frankreich, Kroatien, Slowenien und Belgien unternahm, und andererseits daran, dass ich stets restlos im Moment war, wenn ich mich mit dem Rad auf einen Berg quälte und jeden meiner geschundenen Muskeln spürte. All das roch jedenfalls stark nach Freiheit und das gefiel mir. Außerdem hatte ich auf diese Weise wieder ein Ziel, auf das es sich hinzuarbeiten lohnte: Ich trainierte immer mehr, nahm an Rennen teil und bereitete mich auf den nächsten Rad-Marathon vor. Ich war wie wachgeküsst und neugeboren. Das Radfahren war für mich wie eine positive Droge – ich hatte etwas gefunden, das nur mir gehörte und mir half, mein Selbst neu zu ordnen.

Apropos „Droge“: Ich bin unendlich dankbar, dass ich nicht dem Alkohol verfiel, nicht mit dem Rauchen begann, sondern etwas für mich entdeckte, das das Gegenteil von schädlich und sogar noch erkenntnisreich und entwicklungsfördernd für mich war, denn ich erforschte damit eine bislang unbekannte Gefühlswelt, die mich aus der großen Krise führte. Dennoch durchlief ich einen bitteren, schmerzhaften Prozess, vor allem durch die Trennung von meiner Frau, die immerhin die Mutter meiner Kinder ist, und von der ich nie vorgehabt hatte, mich scheiden zu lassen. Wie das Leben so spielt, hatte ich eines Tages eine Freundin und der Schlussstrich meine alte Partnerschaft betreffend war unumgänglich. Woran ich zu dieser Zeit schwer zu knabbern hatte, war das absolute Fehlen jeglichen Verständnisses vonseiten meiner damaligen Gattin. „Ihr Männer habt euch nicht im Griff!“, „Du bist ja voll in der Midlife-Crisis!“ und „Du

kriegst nichts mehr auf die Reihe!“ waren nur einige ihrer Vorwürfe in meine Richtung. Sie verurteilte mich schwer für meine neuen Wünsche und Ziele und sah sich selbst als Opfer, was mir die Sache nicht unbedingt einfach machte.

Unterstützung brachte mir die zweite Religion neben dem Radfahren: meine persönliche Entwicklung mithilfe einer psychologischen Begleitung. In meinem Heimatort geht man eher in die Kirche als einen anderen Weg der seelischen Betreuung zu suchen, aber für mich war es das Richtige. Ich ging regelmäßig zu Sitzungen mit einer Psychotherapeutin, die mir im Gegensatz zu meiner Ehepartnerin die Empathie entgegenbrachte, die ich nötig hatte, um mich aus meinem Unglück zu befreien. Durch sie lernte ich, dass diese Krise zur Lebensmitte nicht nur schlecht war. Heute kann ich sagen: Naturgemäß waren die vergangenen fünfzehn Jahre nicht immer angenehm, ich musste durch wirklich schwere Phasen gehen, aber ich bin heute reicher an Erfahrung und kenne mich selbst wesentlich besser. Und wie nebenbei konnte ich eine tiefer gehende Beziehung zu meinen Kindern aufbauen, die ich vorher nicht möglich gemacht hatte, weil ich mir diesbezüglich selbst im Weg gestanden war und dieser bedeutenden Sache beraubt hatte, indem ich bis zu meinem vierten Lebensjahrzehnt schlichtweg nur gearbeitet hatte. Meine Tochter und meine beiden Söhne waren mir überaus wichtig, jedoch wurde mit dem Beginn meiner Krise schlagartig bewusst, dass ich sie während ihrer Kindheit nicht wirklich erlebt hatte. Denselben Fehler wollte ich bei meinen Enkeln nicht wiederholen, und da meine Söhne bereits selbst Nachwuchs hatten, sollte ab sofort alles anders werden – und diesen Vorsatz nahm ich ernst.

Die Sehnsucht nach Langsamkeit

Wenn man solche Strecken mit dem Rad zurückgelegt hat, erwacht tief im Inneren so etwas wie Glückseligkeit, begleitet von der schier unaufhörlichen Sehnsucht nach Entschleunigung. Du erlebst dich selbst und die Welt mit all ihren Facetten auf eine völlig neue Weise, in einer bisher unbekanntem Qualität, wenn du nicht mit einem Auto fährst. Aber das machen viele. Es gibt genug Menschen, die mit dem Fahrrad durch die Welt gondeln, mit denen ich mich nicht messen brauchte, weil die mindestens ebenso tolle Reisen unternommen hatten wie ich – das war mir irgendwie zu wenig, was meinen Traum von etwas Einzigartigem betraf. Trotzdem hatte ich in die Möglichkeit des langsamen Reisens hineingeschnuppert, diese besondere Luft eingeatmet, und ich wusste: Das ist exakt meines!

Das langsame Unterwegssein ist dabei unheimlich bedeutsam. Nur so kann es viele Stationen geben, bei denen man stehen bleibt, um zu verweilen – und an diesen Orten wird man dann von gänzlich fremden Personen angesprochen, die für einen Moment oder länger das eigene Leben berühren und verändern, auf jeden Fall aber bereichern.

Diese Emotionen und Gedankenspiele wurden immer intensiver. Aber es blieb einiges im Hinterkopf, was es mir nicht leicht machte, eine Entscheidung zu treffen: meine Verantwortung, mein Pflichtbewusstsein, das Wissen um das, was man von mir erwartete. Es war sonnenklar, dass ich meine Firma nicht mit meinen Mitarbeitern allein lassen konnte. Drei Wochen waren zu managen, aber alles, was darüber hinausging, war problematisch. Immerhin hatte ich zur Anfangszeit meiner Midlife-Crisis noch Schulden abzubezahlen – und ich bin jemand, der

zu seinen Verträgen steht. Wie hätte ich diese erfüllen sollen, wenn ich in der Weltgeschichte herumgefahren wäre? Außerdem fehlte mir noch die zündende Idee, mit welchem Gefährt ich das durchziehen wollte. Und so stand für den Moment fest, dass mein Traum warten musste, bis ich die Kredite abbezahlt haben würde.

Unterm Strich blieb ich demnach brav im Hams-terrad, schuftete und arbeitete. Endlich hatte ich mein finanzielles Minus ausgeglichen. Dafür hakte es aber anderswo: Ich hatte nicht die richtigen Angestellten, auf die ich mich während einer längeren Abwesenheit hätte blind verlassen können. Das war mir bereits einige Male passiert: dass ich einen neuen Mitarbeiter aufbaute und dann verließ er mein Unternehmen – entweder mit den Worten „Mich freut es nicht mehr“ oder gar, um sich selbstständig zu machen. Mit einem Schlag war in diesen Fällen nicht nur ein Rädchen in meiner Firma weg, sondern zusätzlich ein Konkurrent am Markt aufgetaucht. Nicht gerade das Gelbe vom Ei!

Zusätzlich entschieden sich meine Kinder dann dagegen, was den Eintritt in meine Werkstatt betraf. Mein Älttester, Daniel, zog ins oberösterreichische Mühlviertel auf einen Bauernhof und hat inzwischen eine Schlosserei übernommen, mein jüngerer Sohn David schloss die HTL ab und fand einen guten Job für sich, und meine Tochter Julia ging nach der Pflichtschule nach Tirol, um die Glas-technik-Schule zu absolvieren. Keiner von ihnen wollte in meine Fußstapfen treten und das galt es zu akzeptieren. Es wäre indiskutabel gewesen, mich in die Zukunftspläne meiner Kinder einzumischen. Ich selbst hatte nicht übernommen, was meine Eltern einst aufgebaut hatten, und sie haben mir dennoch nirgends hineingefuscht, wie man so schön sagt. Ich bin überzeugt: Jeder muss seinen eigenen Weg finden.

In Gefühlswelten bin ich übrigens nicht gerade der Schnellste, was das Loslassen von Altbekanntem oder Eingefahrenem betrifft. Das hat es mir nicht leicht gemacht, aus meinem gewohnten Leben auszubrechen, muss ich zugeben. Loslassen ist für mich im Gegenteil ein langwieriger Prozess. Ich habe einmal in einem Buch gelesen, es sei wichtig, das Sterben zu lernen, solange man noch am Leben ist. Heute blicke ich auf fünfundfünfzig Jahre Lebenszeit zurück, und das gibt mir manches Mal zu denken. Aber es hilft nichts: Irgendwann werde ich alles loslassen, alles zurücklassen müssen. Und das war mir schon zum damaligen Zeitpunkt bewusst. Daraus resultierend ergab sich die Frage stets neu: „Wozu das alles?“

Mein großes Glück in der Krise war, dass ich nicht abschätzen konnte, wie lange sie andauern würde. Hätte mir im Jahr 2000 jemand prophezeit, ich werde eineinhalb Jahrzehnte daran zu knabbern haben, dann wäre ich durchgedreht. Ich hätte mir gedacht: „Das halte ich nicht aus! Das geht nicht! Das ist zu lang!“ Wie froh muss ich demnach sein, dass ich es nicht wusste.

Und so kam über lange Jahre dann eines zum anderen: Durch den Sport, durch die Rad-Truppe lernte ich meine Arbeit wieder zu mögen. Innerhalb der Firma hatte es jüngst viele Veränderungen gegeben: Meine Ex-Frau, die lange für mich gearbeitet hatte, schied aus, auch mein Sohn Daniel war eine Zeit lang dabei gewesen und verließ das Unternehmen eines Tages. Beides war nicht nur von Nachteil für mich. Ich konnte dadurch lernen, mich um alle Belange des Geschäfts zu kümmern. Als meine damalige Gattin bei mir im Büro tätig gewesen war, hatte ich mich nicht um die Buchhaltung, irgendwelche Rechnungen oder die Post gekümmert. Das fiel nicht in meinen Bereich, fand ich, denn meine Arbeit war jene in der

Werkstatt. Durch diese Einstellung hat mir in Wahrheit etwas gefehlt, was mir erst auffiel, als ich mich um alles – neuerdings zusätzlich um Kontostände, Umsätze, Rechnungen und Briefe – kümmern musste. Die Ironie des Schicksals war infolgedessen, dass ich durch diesen erweiterten Aufgabenbereich wieder Freude an und Liebe zu meinem Unternehmen finden konnte. Durch diese Lust an meiner Arbeit und meiner Firma ging es mir mental um einiges besser.

Doch dann gab es einen nicht vorhersehbaren Rückschlag für mich: Meine beiden Gesellen haben zeitgleich gekündigt, um sich im selben Gewerbe selbstständig zu machen. Ich stand von heute auf morgen mit meinem Lehrbuben alleine da. Aber ich habe weitergekämpft, gute Zahlen geschrieben. Mir war klar: Meine Firma ist mein Wirt, meine Basis. Ohne diese Wurzeln kann ich nicht von großen Dingen träumen.

Letzten Endes hat sich alles durchwegs positiv entwickelt, als einer meiner ehemaligen Mitarbeiter, der die Werkstatt ursprünglich verlassen hatte, um sich beruflich zu verändern, überraschend zurückkam. Durch diese glückliche Fügung kristallisierte sich bald heraus, dass ich eine Mannschaft auf die Beine stellen würde können, auf die ich mich so gut verlassen könnte, dass die Umsetzung meines immer größer gewordenen Lebensraums zum Greifen nahe wirkte – denn der zurückgekehrte Angestellte sollte dann später meine Vertretung übernehmen, während ich meine weite Reise antrat.

Plötzlich berühmt

Kaum waren wir aus der Stadt draußen, wurden unsere hohen Erwartungen an Norwegen bereits erfüllt: Es war unvergleichlich! Die Gegend wirkte völlig anders als in Deutschland oder Dänemark auf uns, beinahe ununterbrochen gab es etwas zu bestaunen: Wasserfälle, Seen, Berge, landschaftliche Extreme, wohin das Auge blickte. Es war großartig, beeindruckend, kaum in Worte zu fassen, anders als alles, was wir bisher gesehen hatten. Ich fühlte mich unfassbar wohl, konnte mich sofort mit diesem Land identifizieren, stellte fest: Norwegen ist für mich ein echtes Paradies! Das dürfte den ersten Schritt in Richtung „Ankommen“ bewirkt haben, denn langsam, ganz langsam wurde ich ruhiger.

Es gab wie bei allen Dingen eine andere Seite der sprichwörtlichen Medaille: Diese Landschaft war nicht nur ausnehmend schön, sondern auch äußerst dünn besiedelt. Was das konkret für das Alltagsleben der Menschen – und auch für unseres in den kommenden Wochen – bedeuten kann, wurde uns klar, als wir gleich zu Beginn ein amüsantes Aufeinandertreffen erlebten: Weil es so heiß war, bin ich kurz stehengeblieben, um mir eine kurze Hose anzuziehen. Als ich wieder aus dem Wohnwagen rauskam, blieb gerade ein Toyota-Bus mit norwegischem Kennzeichen und zwei jungen Burschen darin stehen. Die beiden stiegen aus dem Wagen aus und sprachen uns im tiefsten Tiroler Dialekt an, was gleichermaßen irritierend wie überraschend lustig war, da wir so weit von Bergen entfernt nicht mit so einer Begegnung gerechnet hätten. Wir haben uns ein wenig unterhalten und so erfuhr ich, dass sie im Zuge von Lawinenbauarbeiten in Norwegen stationiert waren und jeweils

drei Wochen am Stück arbeiteten, um dann für eine Woche nach Hause zu fliegen. Wir staunten nicht schlecht, als sie uns erzählten, dass sie am heutigen Sonntag gern auf ein Bier gehen würden und darum den langen Weg von etwa hundertfünfzig Kilometern bis nach Bergen auf sich nahmen, weil es in der Pampa Norwegens keinerlei Lokale gab. Das war für uns, wo wir in Österreich in jedem Ort ein Restaurant, Café oder eine Bar haben, schier unvorstellbar. Da waren wir gleich mal baff und dachten uns „Na bravo, das kann ja heiter werden!“

Ebenfalls völlig ungewohnt für uns: Trotz der hohen Temperaturen, die uns durchaus regelmäßig ins Schwitzen brachten, war das Meer eiskalt. Umso erstaunter waren wir bei einem unserer Spaziergänge zum Strand, als wir Kinder im Wasser planschen sahen – in einem Gewässer, das laut eines Einheimischen um die fünfzehn Grad hatte. Uns war das jedenfalls zu frisch, wir haben auf das kühle Bad verzichtet.

Auf dem Weg von Bergen Richtung Norden hatten wir die Hafenstadt Alesund im Auge, die wir als Erstes ansteuern wollten, um für einige Tage zu bleiben. Auf genau dieser Etappe passierte etwas, das unsere Reise nachhaltig verändern und beeinflussen sollte: Ein Journalist sprach uns an und meinte, unser Vorhaben sei so interessant, dass es medial verwertet werden müsse. Er selbst sei zwar gerade auf Urlaub, aber wenn ich ihm meine Handynummer geben würde, könne er einen Kollegen darauf ansetzen. Ich gab ihm meine Kontaktdaten, habe mir aber nicht weiter viel dabei gedacht. Als wir in Alesund ankamen, hatte ich schon eine Nachricht am Handy, in der mir mitgeteilt wurde, dass aus der Zentrale in Oslo jemand geschickt werden würde, um uns zu interviewen. Erst jetzt stellte sich heraus, dass es sich nicht um eine Zeitung handelte, sondern um tw2, einen norwegi-

schen Fernsehsender. Kurz darauf telefonierte ich mit einer gut Deutsch sprechenden Dame, die unsere Koordinaten aufnahm und in Aussicht stellte, ein Kameramann werde kommen, um uns zu besuchen und zu filmen. Bereits am selben Abend stand der Angekündigte vor uns und filmte uns mehrere Stunden lang vor und in unserem fahrenden Zuhause, beim Grillen und beim Hantieren. Selbstredend wollte er außerdem das Wegfahren auf Band haben, aber ich gab ihm zu verstehen, dass ich heute nicht noch einmal alles abbauen würde, wo ich so froh war, endlich zu stehen. Erst morgen Früh würde ich wieder starten, erklärte ich dem engagierten Kameramann. Der war überaus flexibel und am nächsten Morgen wieder vor Ort, um seine Bilder doch noch zu bekommen.

Zwei Tage später wurde der Bericht über uns flächendeckend in ganz Norwegen ausgestrahlt. Von diesem Moment an war alles anders. Es war unglaublich, einfach unvorstellbar! Wir kamen uns nicht mehr vor, als wären wir weit von zu Hause weg. Wir fühlten uns, als wären wir angekommen. Egal, wo wir waren, wir wurden warmherzig aufgenommen, durch alle Begebenheiten getragen. Überall hieß es: „I have seen you in TV! May I take a picture?“ Das waren Standardsätze. Wir kamen uns richtiggehend berühmt vor. Wo wir auch auftauchten, überall liefen die Leute zusammen, winkten uns von den Häusern und vom Straßenrand aus. Eine unvergleichliche Erfahrung, die uns ebenso zeigte, wie anstrengend es sein muss, wenn man ein echter Prominenter ist. Für uns war es durchwegs positiv, weil von da an ausnahmslos alles wie am Schnürchen lief. Immer, wenn ich auf Hilfe angewiesen war, gab es jemanden, der uns aus dem Fernsehen kannte und uns zur Hand ging.

Sich treiben lassen als neue Qualität

Wir waren wieder unterwegs und hatten zu diesem Zeitpunkt noch etwa achthundert Kilometer bis zum Nordkap. Das Wetter war richtig schön, was unsere Laune, die ohnehin prächtig war, da wir überglücklich darüber waren, dass der Traktor wieder einwandfrei lief, noch hob, und ich war stets darauf bedacht, die beste Strecke für uns zu finden. So kam es, dass wir entlang eines Fjordes erstmals wild lebende Rentiere erlebten, was vor allem bei Christa für Verzückung und wildes Abdrücken mit der Kamera sorgte.

Es ging vorfreudig immer weiter Richtung Norden, wir genossen jede einzelne Stunde und nahmen uns vor, etwa zweihundert Kilometer pro Tag zurückzulegen. Ich kam erstmals in einen neuen Modus: Mein innerer Stress war weitgehend verschwunden. Die Zwangspause hatte mir die Eile ausgetrieben, und ich konnte mich unweigerlich treiben lassen. Eine wunderbare Erfahrung!

Auf dem Weg trafen wir auf einen Oldtimer-Fahrer, der Hilfe bei seinem Pkw brauchen konnte, da dieser kürzlich liegen geblieben war. Nachdem wir das Auto zum Starten gebracht hatten, begegneten wir ihm bald ein zweites Mal – die Funktionalität hatte nicht lange angehalten. Der Mann bat uns, ihm dabei behilflich zu sein, sein Fahrzeug von der Straße auf einen Parkplatz zu schleppen. Keiner von uns hatte ein Abschleppseil dabei, weshalb wir mangels besserer Ausstattung den Gartenschlauch dazu verwendeten, sein Vehikel an das unsere anzuhängen. Das muss ein amüsanter Bild abgegeben haben! Beim nächsten sicheren Platz ließen wir den Wagen und seinen Fahrer wieder von der Angel – er würde seinen Bruder anrufen, der ihn abschleppen könne, erklärte er uns.

Wenig später entdeckte uns ein Zeitungsjournalist: Er fuhr uns nach, hielt ein Schild mit der Aufschrift „Presse“ bei seinem Autofenster hinaus und blieb wenig später stehen, um uns aufzuhalten. „Darf ich ein Interview machen?“, fragte uns der Reporter in astreinem Bundesdeutsch. Später erfuhren wir, dass ihn einst die Liebe nach Norwegen verschlagen hatte, als er im Rahmen einer Landjugend-Aktion nach dem Krieg Wiedergutmachung am Staate Norwegen geleistet hatte, weil von diesem während des Zweiten Weltkriegs dafür gesorgt worden war, dass die Russen auf ihrem Weg nach Deutschland bereits verwüstetes Land vorfanden. Im Zuge dieser Freiwilligenarbeit hatte er sich in eine Norwegerin verliebt.

Er bekam sein Interview und ich bat ihn, die Werkstatt in Sortland lobend zu erwähnen, weil uns deren Arbeiter so selbstlos und tatkräftig geholfen hatten. Bevor sich unsere Wege wieder trennten, gab er uns den Rat, eine Straße auf einer Hochebene an einem Fluss entlang zu nehmen, und das war ein toller Tipp, weil es landschaftlich unfassbar faszinierend war: Schneefelder, ein außergewöhnliches Licht, Rentiere am Straßenrand – diese Fahrt haben wir wahrhaftig genossen und so tuckerten wir glücklich gen Norden weiter.

Am Zenit – ein Rückweg mit Wehmut

Die Nacht war bitterkalt, wir waren vom Nebel umschlossen, und als wir um 6.00 Uhr wieder aufbrachen, weil nur für zwölf Stunden bezahlt hatten, war unser Wohnwagen außen platschnass. Mit gemischten Gefühlen machten wir uns auf den Rückweg: Ich fühlte mich melancholisch und sentimental, einerseits dankbar und überglücklich, das alles hier erlebt haben zu dürfen, andererseits traurig, dass das lang gehegte Ziel erreicht war und es nun schon heimwärts ging.

Wir mussten an diesem 8. Juli durch dichtesten Nebel fahren, was gar nicht so ungefährlich war. Auf einmal überholte uns ein französischer Oldtimer-Lkw mit einem noch älteren Wohnwagen, als wir ihn hinter uns herzogen. Bei einem Parkplatz fuhr der Besitzer rechts ran, damit wir nachkommen und ebenfalls stehen bleiben konnten. Er winkte und seine Frau lachte uns ein fröhliches „We are crazy – but you are more crazy than us!“ entgegen, als wir ausstiegen, um einander kennenzulernen. Die beiden erzählten Christa und mir ihre Geschichte: Sie waren zu einem Oldtimer-Treffen nach Finnland gefahren und hatten einen kurzen Abstecher zum Nordkap gemacht. Mit ihren achtzig Kilometern pro Stunde waren sie freilich schneller unterwegs als wir mit unseren fünfundzwanzig.

Nach dem Lebewohl sollten wir Finnland kennenlernen. Wir waren fasziniert vom Wasserreichtum und der grünen Vegetation des Landes der Samen. Was weniger angenehm war, waren die Insekten, die uns in diesem Abschnitt unserer Rückfahrt regelrecht überfielen. In dieser Intensität war mir das bislang unbekannt gewesen: Man hatte keine Chance, vorm Wohnwagen zu sitzen oder

gar zu grillen. Trotz des wunderbaren Wetters war es einfach unmöglich, im Freien zu sein, weil wir ununterbrochen von diesen aggressiven Viechern attackiert wurden. Dieser Umstand führte bald zu einem Mini-Unfall: Nach einem dementsprechend kurzen Besuch in einem der vielen Freilichtmuseen, die es in Finnland gibt, stellten wir unser fahrbares Zuhause ab, um zur Nachtruhe zu kommen, und ich hatte noch die Stützen des Wagens runterzuschrauben. Als ich fertig wurde, rief ich Christa zu: „Ich komme jetzt dann rein, geh von der Tür weg“, und versuchte die Insekten während des hastigen Einsteigens mit einem T-Shirt, das ich in der Hand hin- und herschwang, zu verscheuchen. Mit einem möglichst schnellen Satz sprang ich in den Wohnwagen hinein, rutschte dabei aus und fiel so ungünstig hin, dass ich mir das Knie schwer aufschlug. Mir tat alles weh, aber Christa lachte lauthals, so komisch durfte es ausgesehen haben. Nachdem ich mich gefasst hatte, mussten wir noch einige Gelsen erschlagen, um in Ruhe schlafen zu können. Diese Insektenplage war wirklich unangenehm, aber wir fanden uns schließlich damit ab, dass wir hierzulande ständig im Wagen bleiben mussten, da ein Spaziergang nicht einmal mit langen Hosen aushaltbar geschweige denn angenehm gewesen wäre, und dann war es irgendwann in Ordnung für uns. Immerhin mussten die hier lebenden Leute auch damit leben. So sah ich einmal eine Frau, die mit Gartenarbeit beschäftigt und dabei wie ein Imker eingepackt war, um sich vor den aggressiven Viechern zu schützen. Ich habe dann aus Neugierde mit einigen Einheimischen darüber gesprochen und sie gefragt, wie sie das aushalten, und die sagten mir, dass es nur zwei, drei Wochen im Jahr derart schlimm sei wie im Moment – wir hatten offenbar ins Schwarze getroffen mit unserem Timing. Trotzdem dachte ich mir, dass man seine Heimat schon sehr lieben muss, wenn man unter diesen Umständen nicht auswandert. Andererseits war es landschaftlich

unglaublich schön in Finnland: Es gibt unglaublich viel Wasser, alles ist frisch und grün, es gibt Weiten, die man kaum beschreiben kann. Lappland hat mich besonders fasziniert, denn dort gibt es am Horizont nichts, was den Blick einschränkt, weil das Land flach und weit und unbewohnt ist, soweit das Auge sehen kann. Auf den Seen landen Wasserflugzeuge, mithilfe derer sich die Menschen versorgen, weil auf dem Wasserweg bei diesen Entfernungen alles wesentlich schneller geht. Wir hatten nie ein Problem, ein Nachtquartier zu finden, weil das Parken in den Wäldern beinahe uneingeschränkt möglich war.

Richtung Süden gibt es einen Grenzfluss zwischen Schweden und Finnland, an dem wir zwei Tage entlanggefahren sind. Ich muss zugeben: Das war dann wenig abwechslungsreich – immer nur Wasser, Wälder, die Weite und die Straße – und wurde sogar ein wenig langweilig. Eines Tages fanden wir keine gute Haltemöglichkeit, weshalb wir auf einen Campingplatz zusteuerten. Dort fragte man uns nach unserer Reservierung und wir gaben irritiert zur Antwort, dass wir nicht reserviert hatten. In diesem Fall hätten wir leider Pech gehabt, denn es sei nichts zu machen, da aufgrund einer Motorsportveranstaltung in der Nähe alle Standplätze bereits ausgebucht oder eben reserviert waren, erklärte man uns. Es blieb uns nichts anderes übrig, als weiterzuziehen. Wir überquerten den Grenzfluss erstmals und blieben dann in Schweden wild stehen.

Am nächsten Tag fuhren wir über den Polarkreis und beabsichtigten das dazugehörige Monument. Es fand gerade ein Schwimm-Event statt, das folgendermaßen abläuft, wie wir dann in Erfahrung bringen konnten: In Finnland springen die Sportler in Neoprenanzügen in den Fluss und schwimmen im kalten Nass bis nach Schweden – und dabei überqueren sie spektakulärerweise den nördlichen

Polarkreis. Ich solle mitmachen, wurde mir vorgeschlagen, aber dafür empfand ich mich trotz meiner regelmäßigen sportlichen Betätigungen nicht fit genug – und außerdem wäre mir das Wasser viel zu kühl gewesen.

Zu diesem Zeitpunkt war es bereits Mitte Juli und wir waren schon wieder einige Tage unterwegs seit unserem Aufschlagen am Nordkap. Es war eine Art Frühjahrsputz für unser Gespann notwendig. Wir haben deshalb an einem Fluss gehalten, genossen das geheizte Freibad am Campingplatz und putzten und schrubbten den kompletten Folgetag lang unseren Wohnwagen, bis wir uns wieder wohl darin fühlten und sowohl der Traktor als auch unser fahrendes Zuhause in neuem Glanz erstrahlten. Wir hatten mächtig Freude damit, als wir unser Werk betrachteten, bevor wir aufbrachen, um weiterzufahren.

Erneut waren wir durch Waldgebiete unterwegs, bald fuhren wir an der Meeresküste entlang. Auf einer dreispurigen Straße wurde ich nervös, weil es schwierig war, mich zu überholen, wodurch ich stets viele Autos hinter mir hatte. Wir versuchten darum, wieder ins Landesinnere zu gelangen, um derartig große Straßen zu vermeiden, doch im Hinterland gab es wiederum nur Schotterstraßen und deren Verbindungen waren einfach zu schlecht, um weiterzukommen. Wir waren mit schlechten Fahrbedingungen konfrontiert und mussten schweren Herzens zurück zur Hauptstrecke. Wir kämpften uns durch größere und kleinere Städte durch, suchten den bestmöglichen Weg. Nach etwa dreihundert Kilometern war es überstanden und es ging wieder problemlos voran.

Die Vegetation veränderte sich Richtung Süden immer stärker: In Mittelschweden gab es plötzlich nicht mehr nur große Bäume, sondern ebenso Zierblumen, kleine Sträucher und Obstbäume. Ich fand es überaus faszinierend, zu sehen, wie sich die Natur dem Klima anpasst. Durch

unser langsames Vorwärtstkommen konnten wir das hautnah miterleben und optimal beobachten.

Eines Tages hatte ich eine SMS am Handy, mit der Bitte, ich möge eine bestimmte Nummer anrufen. Es stellte sich heraus, dass man in der Heimat von unserer Unternehmung Wind bekommen hatte: Die „Salzburger Nachrichten“, die wichtigste Tageszeitung unseres Bundeslands, war auf uns aufmerksam geworden und wollte ein Interview mit den Abenteurern machen. Die Telefonnummer hatte das Blatt von meinem Mitarbeiter in der Firma erhalten, und so konnten sie mich schon während unserer Rückreise erreichen. Es folgte ein telefonisches Interview samt meiner Einwilligung, über uns berichten zu dürfen. Am Anfang der Reise hätte ich einer heimischen Zeitung nicht erlaubt, über uns zu berichten, keinesfalls ein Interview gegeben, weil ich Angst gehabt hätte, was meine Ex-Frau samt deren Eltern dazu gesagt hätte, aber ich war im Laufe der Wochen immer selbstbewusster geworden, was meine Entscheidung betraf, und lernte, dazu stehen zu dürfen, was ich hier machte.